



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedliche Herbstbetrachtungen im Bundesstaat.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Friedliche Herbstbetrachtungen im Bundesstaat.

Der Kriegesturm, welcher in diesem Sommer über unsere Länder fuhr und die Gipfel stolzer Bäume brach, hat geendet in einem warmen Wehen, welches die Blüthen von tausend Festgewinden bewegt. Die lebenden Krieger sind fast alle zur Heimath gefehrt, auch die große Woche der Einzüge ist vorüber. In den meisten Landschaften des neuen Bundes und in den acht alten Provinzen des preussischen Staates war seit vierzehn Tagen die letzte große Geschäftigkeit des Krieges eine freudige Arbeit nach schwerer Sorgenzeit. Unzählbar sind die Kränze und Sträuße, welche geflochten worden, sehr schön die Anreden, welche die lieben Väter der Stadt an die bekränzten Helmträger richteten, nicht klein waren die runden Tonnen und essenswürdigen Schüsseln, welche in geschmückten Festsälen aufgestellt wurden. Und wenn es ein physikalisches Kunstmittel gäbe, die hallenden Hochrufe der Millionen zu einem einzigen Ton zu concentriren, es wäre ein Donnerklang geworden, der von der Rewa bis zu den Pyrenäen die Luft erschütterte hätte. Unterdeß mußten die Zeitungen solchen Klang ersetzen. Sehr verschieden waren freilich die Aeußerungen derselben Freude. Im stillen Kirchdorf thats eine Guirlande, die über die Straße gespannt war, ein Choral, zu welchem die einzige Posaune des Dorfes den Grundton zu finden strebte, auch die Jungfrauen hatten sich weißer Gewänder enthalten, aber die Grüße, Umarmungen und die Freudenthränen der Eltern waren grade so warm, wie wo anders. Stattlicher vorbereitet erwiesen sich die Triumphe in der ansehnlichen Mittelstadt, hier war die Begrüßung am meisten einem schönen Volksfest ähnlich. Denn die ganze Bevölkerung der Umgegend war zu Wagen, Roß und Fuß in der Stadt zusammengeströmt, in kleinen Bundesländern fast das ganze Volk in seiner Residenzstadt versammelt, den bescheidenen Häusern war der letzte Blumenschmuck des Jahres, Dahlien und Asters, die beste Zier, unter den einziehenden Truppen war die Ordnung gar nicht zu erhalten, denn die

Eltern und Bräute drangen heftig in die Reihen, es wurde so viel geküßt, umarmt und gesegnet, daß das würdige Ceremoniell ärgerlich litt. Ja die Leute ließen ihren Herrn Bürgermeister kaum aussprechen, obgleich auch dieser hier und da reißig zu Rosse saß, und schrien ihr Hoch dazwischen, bevor er von seinem erhöhten Platze die weißbekleidete Hand zum Tusch gehoben hatte. An solchen Orten wurde auch den Regimentscommandeuren Gelegenheit, an oratorischen Aufgaben ihre Tüchtigkeit zu erweisen und in schön gefügten Worten den Bürgern Dank auszusprechen, eine Arbeit, die manchem wackern Krieger als eine schwierige Kriegsarbeit erschienen sein mag. Ueber allem freilich stand das große Schauspiel des berliner Einzuges, in der That ein großartiges, welches einem kriegerischen Volke wohl die eigene Bedeutung lebhaft vor Augen stellen mußte.

Jetzt kehrt allmählig die alte Ordnung zurück, die aus dem Felde heimgekehrt sind, erzählen von ihren Thaten und Leiden, schon ist die Sage geschäftig, ihre bunten Ranken zwischen den wirklichen Verlauf der Begebenheiten zu ziehen, auch die Heldenthaten der Kleinen in der Compagnie und der Corporalschaft verlangen Anerkennung, und die jungen Burschen, welche nicht im Felde waren, vernehmen mit Achtung von den tödtlichen Schüssen und Schwerthieben, welche der Zug und die guten Bekannten mit unwiderstehlicher Tapferkeit ausgeübt haben.

Auch die Zeit der militärischen Auszeichnungen ist gekommen. Es ist in der Ordnung, daß der Soldat sich über solche Anerkennung freut. Freilich wird auch hier manchem Entsagung zugemuthet, und es ist dem Kriegsherrn nicht möglich, immer gerecht zu sein. Wen zufällig das Wohlwollen seiner Vorgesetzten nicht begünstigt, der muß sich mit dem stillen Bewußtsein begnügen, daß er völlig seine Pflicht gethan hat. Ist dabei Entbehrung, so wird sie dem preußischen Soldaten, der nach kurzer Zeit zu seinem bürgerlichen Beruf zurückkehrt, leichter als dem Offizier, dessen ganzer Lebenserfolg von der Schätzung seiner Vorgesetzten abhängt.

Man hat in Preußen viel Kunst auf die Decorationen gewandt, hat viele Orden und so feine Unterschiede erdacht, daß nur sehr wenige Menschen im Lande noch wissen, was jede Nuance bedeutet und welcher Art von Verdienst sie gebührt. Es ist erfreulich, daß das Erinnerungszeichen an diesen Feldzug schlicht sein soll, wie vor fünfzig Jahren, aus feindlichem Kanonenmetall gegossen. Aus dem übrigen Kanonengut aber sollen die Glocken des berliner Doms gegossen werden. Diese bronzene Denkmünze wird jeder Krieger dieses Jahres, wer es auch sei, sein Lebtag mit Genugthuung bewahren.

Ja, es ist ein gutes Heer. Nicht seine Kriegsthaten sollen jetzt erwähnt werden, sondern die Bravheit, welche der Bürger erkannte, auch in den Ländern, welche das Heer in Feindschaft besetzt hielt. Die Offiziere haben sich als Gent-

lemen bewiesen, das hatte man erwartet, und sie haben in sehr großer Mehrzahl glänzend die Ansicht widerlegt, daß der preussische Offizier bei aller dienstlichen Tüchtigkeit hochfahrend, anspruchsvoll und ungesellig sei. Die freundliche Bereitwilligkeit der Commandeure, dem Bürger die Kriegslast so leicht als möglich zu machen, hat diesem Kriege preussischer Seits fast durchweg einen Charakter von Humanität gegeben, der in der Kriegsgeschichte in diesem Grade vielleicht noch nie zur Geltung gekommen ist. Das alles war gut und recht. Aber, um die Wahrheit zu sagen, am meisten haben doch die gemeinen Soldaten sich in der Fremde Freundschaft gewonnen, und sie vorzugsweise haben in diesem Kriege geholfen, die Nichtpreußen mit dem preussischen Wesen zu versöhnen, wohl gar zu befreunden. Excesse Einzelner waren in einer Zeit, in welcher die bürgerliche Ordnung schwach war, nicht überall zu vermeiden, sie waren so selten und so wenig bössartig, daß sie den großen Eindruck, den das Ganze hervorbrachte, fast nirgends störten. Zahlreich sind die kleinen Geschichten, welche bei uns in Sachsen von den Quartiergebern erzählt werden, wie die Soldaten ihren armen Wirthen die Last zu erleichtern suchten, auf das Gebührende verzichteten, sich freuten, wenn sie einmal in der Wirthschaft helfen konnten, wie sie vor dem Abmarsch noch ausgingen, den Kindern des Hauses Spielzeug zum Andenken zu kaufen, oder — was sie sehr gern thaten — sich für ihre Wirthe photographiren zu lassen, um diesen ein freundliches Andenken zu geben. Alle Anekdoten nach dieser Richtung bedeuten für das Ganze wenig und hier ist nicht der Ort, sie zu sammeln, aber unter vielem Aehnlichen ist uns ein ganz kleiner Zug für den Geist des Heeres als besonders charakteristisch erschienen und er mag hier eine Stelle finden. Bei einem der großen Lazarethe von Leipzig war den leicht verwundeten Desreichern gestattet, sich in dem großen Garten, der dazu gehörte, aufzuhalten. Sie standen den Tag über am Eisengitter der Straße, unterhielten sich mit der andrängenden Stadtbevölkerung und empfingen kleine Gaben, Cigarren, Früchte u. s. w., die ihnen reichlicher zugebracht wurden als den Preußen. Die preussischen Verwundeten im Garten aber hielten sich vom Gitter zurück. Da trug ein Mann einen Korb Kirschen herzu und forderte einen preussischen Soldaten, der außerhalb des Gitters stand, auf, die Kirschen den Verwundeten hineinzureichen. „Wem soll ich sie geben?“ frag der Preuße. „Natürlich den Desreichern,“ war die Antwort. Der Soldat hielt den Korb einen Augenblick schweigend in der Hand, dann sagte er ruhig: „Das ist auch recht, denn wir können bezahlen, was wir brauchen, und sie sind arme Gefangene.“ Er konnte wohl das Selbstgefühl des Siegers und den billigen Sinn, der in dem Heere auch gegen die Feinde lebt, nicht anspruchsloser und besser ausdrücken.

Nach dieser Richtung haben besonders die älteren Landwehrmänner, die als Besatzungstruppen im Rücken des böhmischen Heeres standen, wacker ihre

Pflicht gethan. In ihnen war ein leiser elegischer Zug. Sie waren durch den Krieg von Weib und Kind und von ihrer Werkstätte fortgerissen, und dachten oft sorgenvoll dahin zurück. Sie saßen gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft umringt von den Kindern des Hauses wie Vettern, die zur Familie gehörten; dadurch erwiesen sie sich den Quartiergebern als ehrenfeste und solide Männer, mit denen man ein gescheidtes Wort sprechen konnte, sie vertraten in ruhigem Discurs kräftig ihren Standpunkt als Preußen, aber ihr Gemüth war zugänglich für die Beschwerden eines Bürgers und Hausbesizers.

Sie alle kehren heim in ihre Garnisonen oder zu ihren Lieben, nur die nicht, welche in fernem Lande die Erde deckt. Die ersten spärlichen Halme sind auf ihrer Ruhestätte aufgeschossen, und der Herbstwind wirft das dürre Laub darüber. Die Tausende, welche nicht wieder zur Heimath ziehen und die größere Zahl derer, welche ihr Leben lang eine schmerzende Erinnerung an große Tage unserer Geschichte mit sich herumtragen, ihnen wünschen wir vor allem, daß der Kampf, in dem sie geblutet, dem Vaterlande zum dauernden Heil sei.

Uns allen ist Pflicht dafür zu arbeiten, aber der unvergleichlich größte Theil dieses Friedenswerkes liegt auf dem Herzen der Männer, welche im Geheimen den entscheidenden Waffengang zwischen Preußen und Oestreich gewollt haben.

Als der Krieg begann, war sonder Zweifel ein großes Ziel den Leitern der preussischen Politik klar, der Krieg war ein Kampf um die Oberherrlichkeit in Deutschland, der Siegerpreis, welchen sie hofften, war Ausschluß Oestreichs aus einem Bundesstaat, der auf Grundlage der gemeinsamen Verkehrsinteressen aufgebaut werden sollte. Diesen Zweck beweist der Entwurf vom 10. Juni, ihn beweist das wiederholte Angebot der Neutralität und Garantie des Besitzstandes von Sachsen, Hannover, Hessen, Nassau, den Südstaaten. Was man neben dem Ausschluß Oestreichs im günstigen Fall für Preußen und den Bundesstaat fordern sollte, darüber war man keineswegs einig, ja es kann an entscheidender Stelle diese Frage kaum zur Sprache gekommen sein. Noch am Tage vor der Schlacht bei Langensalza trug Oberst v. Döring dem Könige von Hannover wieder Restitution in seinen Staat auf Grundlage des Programms vom 10. Juni an, und es war bei dem unglücklichen Fürsten der äußerste Grad von Verblendung, und es waren ein blutiges Gefecht und Verluste der preussischen Truppen nöthig, bevor in Preußen der Gedanke Boden gewann, das Landgebiet, welches durch Blut erkaufte war, zu behaupten. Aber auch nach der Ergebung des hannoverschen Heeres noch nicht. Denn, wie man vernimmt, wurde erst in Nikolsburg, als die Friedensverhandlungen mit Oestreich begannen, beschlossen, daß man den Gewinn so glorreicher Siege nicht in Oestreich, sondern in Deutschland zu suchen habe.

Daß dieser Entschluß so spät gefaßt wurde, hat die jetzt bevorstehende

Friedensarbeit wesentlich erschwert. Gegen die Einmischung Frankreichs für Sachsen hatte man gar keinen festen Willen. Auch die übrigen occupirten Länder waren so schonend und säuberlich angefaßt, wie wohl nie in ähnlichem Falle geschehen ist, mit geringen Einschränkungen, welchen der Truppenverkehr nöthig machte, ließ man fast überall die alte Landesregierung fortbestehen. Im Drang der Ereignisse bei der Entfernung der obersten Staatsleitung war das nicht zu verwundern. Aber es hat sich als ein Uebelstand erwiesen. Die erste Erschütterung in den Gemüthern der Bevölkerung, die Unzufriedenheit der Sachsen, Hannoveraner, Hessen mit der verkehrten Politik ihrer Fürsten ging vorüber, ohne daß ihnen der volle Ernst der Lage deutlich geworden wäre. Erst spät, nach und nach in einzelnen zögernden Schritten faßte Preußen die Verwaltung fester an, die Leute hatten überall durch Wochen nicht für Ernst gehalten, daß ein Wechsel der Dynastien stattfinden könnte, an die Stelle der Unzufriedenheit mit der alten Regierung war unterdeß Mitleid mit den depossedirten Fürsten getreten, die weiche Zärtlichkeit, welche der Deutsche bei einem Unglück seiner Regenten zu fühlen sich niemals versagt, gab sogar dem Kurfürsten von Hessen, noch mehr der Königsfamilie von Hannover eine Popularität, deren sie sich in glücklichen Tagen niemals zu erfreuen hatten, und die sie durch ihr politisches Thun niemals verdient hatten. Je höher das Nationalgefühl der Preußen sich steigerte, um so schärfer wurde der Gegensatz in den occupirten Ländern empfunden. Unter dem Eindruck des ersten Waffenschrecks, unmittelbar nach dem Treffen bei Langensalza und der Schlacht von Königgrätz hätten sich sämtliche Parteien in den annectirten Ländern, ja sogar die Truppen derselben, sehr fügsam in die neue Ordnung begeben, jetzt sind einer particularistischen Agitation Monate vergönnt worden, und in einzelnen Theilen der Bevölkerung ist eine Verbitterung großgezogen, die hier und da unbequem werden kann, und z. B. in Hannover ein entschiedenes Eingreifen unvermeidlich machen wird.

Aber obwohl die Schwierigkeiten dadurch für den Augenblick größer geworden sind, sie werden doch bewältigt werden und die Gegner hoffen vergeblich, daß Schwankungen am berliner Hof oder die Beseitigung des gegenwärtigen Leiters der auswärtigen Politik im Großen die Resultate ändern werden. Man hat in Berlin bis jetzt viele Nachsicht gegen separatistische Demonstrationen in den neuen Landschaften bewiesen, weil man die meisten für unwichtig hielt. Die Hannoveraner erfreuen sich des Königshauses, das seit jener englischen Thronbesteigung vor 130 Jahren ihnen ganz fremd geworden war, erst seit wenigen Jahrzehnten, und die beiden Repräsentanten des alten Geschlechtes, König Ernst August und sein Nachfolger, waren nach allgemeinem Urtheil nicht so geartet, daß sie als Regenten eine persönliche Hingabe von Leuten mit verständigen Sinnen beanspruchen konnten. Das Ausland wird deshalb solche

behende Devotion an ein schlechtes Nichts, d. h. an zwei Mißregierungen unangenehmer Gebieter gar nicht verstehen. Wir Deutsche freilich kennen diesen Grundzug unseres Wesens, wir sind ihm stets im Bösen und Guten gefolgt. Der Trieb zu lieben und zu verehren ist in unsrem Volk von je so unwiderstehlich gewesen, daß die Deutschen sich ein Object ihrer Hingabe ersinden müssen, wenn sie zufällig keins haben. Sie umgeben dann leicht den Erwählten mit aller Poesie ihres warmen Gemüths und ihnen ist alsdann lästig zu prüfen, ob das Original in Wahrheit ihrer Hingabe werth ist. Das war schon in Urzeiten so. Dies Gefühl hat durch zwei Jahrtausende die Treue des Gefolges an den Herrn, die Hingabe des Frommen an seinen Heiligen, die Diensttreue des Vasallen hervorgebracht, noch jetzt ist dasselbe Gefühl ebenso oft ein Quell sittlicher Empfindungen, als eines gedankenlosen Bedientensinnes. Heut ist es bei dem Bürger Hannovers etwas Treue, viel Troß, und ein wenig Sorge um den eigenen Geldbeutel. Und man darf mit den kleinen Leuten, welche aus der Ferne ihren König verehrt haben, jede Rücksicht haben, ihre Kinder werden aus demselben Bedürfniß eines loyalen Cultus ebenso eifrige Preußen werden, als die Väter jetzt eifrige Welsen sind.

Weniger Rücksicht verdienen die Damen, welche die politischen Debütantinnen des Auslandes darin nachäffen, daß sie in schwarzer Kleidung trauern. Und wir erlauben uns mit dem letzten Rest von Courtoisie, den wir vor dieser monotonen Toilette empfinden, an eine peinliche Erfahrung zu erinnern. Bis jetzt hat fast überall schwarzes Trauergewand, welches Frauen aus politischem Grunde trugen, ihren Männern Unheil und Todesgefahr gebracht. Als die Polinnen und Italienerinnen sich in schwarze Seide kleideten, wurden ihre Männer Verschwörer. Die ersteren für eine imaginäre Republik, der die realen Grundlagen des Gedeihens fehlten, die zweiten für die Idee eines großen nationalen Staats. In beiden Fällen machte Pulverdampf der weiblichen Demonstration ein Ende; in Polen wurde es Verderben der Männer und Untergang der polnischen Wünsche, in Italien durch die Todesgefahr der Männer Sieg des italienischen Einheitsstaats. Aber weder Polinnen noch Italienerinnen haben vor Europa die Lächerlichkeit auf sich geladen, um der Caricatur eines Großstaats willen ihre Männer zu Verschwörern zu machen. Es ist sehr zu wünschen, daß die schwarze Seide der Ritterfrauen in Hannover für die Angehörigen derselben nicht ähnliche finstere Folgen haben und nicht zuletzt ein wirkliches Trauergewand werde.

Der Ritterschaft von Hannover aber, der aus dem preußischen Westfalen und aus mancher anderen Landschaft des norddeutschen Staates sind die Augen seltsam geblendet. Noch heut, nach einem blutigen Kriege und dem Sturz alter Regentenhäuser, ahnen sie nicht, daß sie, grade sie und ihre alten Freunde und Gebieter uns mitten in eine große deutsche Revolution versetzt

haben, deren Verlauf und Ausgang in nicht geringem Maße von ihrem eignen Verhalten abhängt. Sie haben immer die Liberalen als ihre politischen Gegner gehaßt, sie haben bis zu diesem Jahre Fortschritt und Sieg der nationalen Wünsche gehindert. Die liberale Partei suchte die nothwendige Vereinigung der deutschen Staaten auf dem Wege des Bundesstaats und friedlicher Compromisse, sie wollte der Zukunft überlassen, nach ihrem Bedürfniß und ihrer Kraft die Bande zwischen den einzelnen Ländern Deutschlands fester zu ziehen, bis einst Deutschland unter einer Regierung geeinigt sei. Der Junker Hochmuth hat diese Arbeit aufgehalten und vereitelt. Denn die conservative Faction der Mittelstaaten und die Ultramontanen waren es, welche die eigene locale Herrschaft dadurch erhalten wollten, daß sie den Dualismus der Großmächte verewigten, sie instigirten ihre Souveräne gegen Preußen und sie sandten ihre Söhne in das österreichische Heer. Und doch wäre ein Bundesstaat, der durch Compromiß der bestehenden Mächte vereinbart wurde, auch für die conservative Ritterschaft die bequemste Verbindung mit den nationalen Forderungen gewesen. Was war die Folge ihrer emßigen unklugen Arbeit? Das Lebensbedürfniß des preußischen Staates erzwang doch diese Vereinigung, und da die Junkerpartei den friedlichen Weg hemmte, so realisirte sich der unwiderstehliche Drang gewaltsam, er übersprang die friedliche Agitation der Liberalen, beseitigte die Dynastien mehrerer Länder und stellte uns alle mit einem Mal auf den Boden des Einheitsstaates. Wir acceptiren diesen großen Fortschritt zu einer Concentration deutscher Kraft, obwohl der Weg nicht unser Weg gewesen ist. Wir verdanken diesen Fortschritt aber der ausbündig unvernünftigen Politik der Junkerpartei außerhalb Preußen, welche im eigenen Interesse den depossedirten Fürsten ihren Hochmuth ins Unerträgliche gesteigert hatte, und wir verdanken ihn dem patriotischen Stolz einiger altpreußischer Junker, welche im Kampfe gegen die liberale Partei erkannten, daß nur ein kühnes Vorgehen Preußens auf nationalem Wege ihren Staat und Deutschland aus der Unmacht herausheben könne.

Und wieder jetzt haben die ritterlichen Reactionäre in der Hand, ob die gegenwärtige Umwälzung in ruhigem Verlauf endet oder nicht. Fügen sie sich selbst mit einigem Verständniß der großen Ideen, welche jetzt das Schicksal Deutschlands leiten, in die neue Zeit, so mag diese Revolution von jetzt ab schonend und friedlich den politischen Staatsbau Deutschlands umgestalten und sie selbst mögen in dem neuen Hause ihre Stellung, ihren Besitz und, was im Grunde noch den höchsten Werth hat, eine bevorzugte Stellung im Volke bewahren. Reagiren sie feindlich wie bisher gegen die neue Zeit, so wird der innere Kampf heftiger und erbitterter gegen sie entbrennen, als der Krieg dieses Jahres, und ihre Häupter werden mit Gewalt herabgedrückt werden, um freien Weg zu schaffen für den neuen Staat.

Auf dem Weg, den die preußische Regierung seit diesem Frühjahr betreten,

ist kaum ein Anhalten möglich, noch weniger ein Rückschritt ohne Niederlage und Schmach. Wie vorsichtig auch die Weise war, in welcher Preußen die Bevölkerung deutscher Länder in sich aufgenommen hat, ehern ist die Hand des Schicksals, welches sich jetzt auf uns gelegt hat, und wir alle müssen auf demselben Wege vorwärts, ohne Wahl. Wer sich widersetzen will, wird niedergeworfen, der Trotz des Einzelnen wie jedes Theils muß fortan zum Heil des Ganzen gebrochen werden. Ob die Männer, welche jetzt die Geschäfte Preußens leiten, die Arbeit zu Ende führen, welche sie so selbstwillig begonnen, wissen wir nicht. Aber auch eine neue Regierung in Preußen und ein neues System wird die Kräfte nicht entbehren, welche auf dem jetzt eingeschlagenen Wege vorwärts gehen müssen, vielleicht mit weniger Rücksicht und weniger Bedenken. Der kurze Krieg hat dort eine Fülle von Kraft frei gemacht und zuverlässig auch Talente heraufgebracht, welche das volle Maß von Patriotismus, Stolz und Energie haben, um im Krieg und Frieden an der Lösung der deutschen Frage zu arbeiten. Nach dieser Richtung sind die Tage des berliner Siegeszugs für die Deutschen und das Ausland sehr lehrreich, das preußische Volk ist sich seiner Stärke bewußt geworden wie das Heer. Es war kein hohler Festausch, der dort Hoch rief, die heimkehrenden Soldaten in die Arme schloß und bedächtigen Leuten Freudenthränen auf die Wangen trieb; es war der Anfang einer großen Zeit auch für das preußische Volk. Die kühnste Politik wird fortan dort Beifall und aufopfernde Unterstützung finden. Und solche Politik ist jetzt sogar nothwendig geworden, um dem Königshaus und der Regierung ihr Ansehen im eigenen Lande zu sichern. Die Zeit ist für Preußen vorbei, wo die Regierung einen kläglichen Literaten wie May wegen preußenfeindlicher Aeußerungen mit offensiblen Haß verfolgte und einen preußischen Grafen oder Herzog, die ihren Sitz im Herrenhause verschmähen und erklären, nicht mehr Preußen sein zu wollen, geduldig trogen läßt. Es wäre unerfreulich, wenn an den Guts Herrn in Hannover und an den Partisanen Oesterreichs in Westfalen ein Exempel statuirt werden müßte; aber die Herren mögen sich erinnern, daß sie jetzt vor dieser Aussicht stehen. Und wenn die Regierung nicht von selbst Schritte thut, so werden nächstens einmal die Preußen dies fordern.

Jeden Deutschen, der jetzt athmet, von König Wilhelm und seinem Minister an bis zum ärmsten Tagearbeiter in Mecklenburg, hat dieses Jahr überrascht und in neue Bahnen gedrängt. Wir wundern uns nicht, daß diese plötzliche Umwandlung Vielen Schmerzen macht; aber wir preisen den vor andern glücklich, der sich in den vergangenen Jahren den Glauben an die Kraft und Tüchtigkeit Preußens sicher im Herzen bewahrt hat, denn nur er empfindet die Freude, daß ihm eine Erfüllung treugehegter Hoffnung ist, was jetzt plötzlich ins Leben tritt.